

Ersteinst täglich
nachmitt. mit Ausnahme
der Sonn- und Feiertage.

Monatspreis
monatlich 60 Pf.
vierteljährlich 1.80
jährlich 7.20
provision. frei ins Haus.
Arbeits bis 10 Pf.
1.65 Mon. 2.25 halbjährig.

Die Neue Welt
(Wochenzeitung)
nach der Post nicht bestellbar, heißt monatlich 10 Pf.
vierteljährlich 30 Pf.

Telephon Nr. 1047.
Telegramm-Adresse:
Volksblatt Halle/Saale.

WIRTSCHAFT

Sozialdemokratisches Organ

Insertionsgebühr
steigt für die Spalten
breite über deren Breite
20 Pfg. für 10 Zeilen,
30 Pfg. für 20 Zeilen,
40 Pfg. für 30 Zeilen,
50 Pfg. für 40 Zeilen,
60 Pfg. für 50 Zeilen,
70 Pfg. für 60 Zeilen,
80 Pfg. für 70 Zeilen,
90 Pfg. für 80 Zeilen,
1.00 Pfg. für 90 Zeilen,
1.10 Pfg. für 100 Zeilen,
1.20 Pfg. für 110 Zeilen,
1.30 Pfg. für 120 Zeilen,
1.40 Pfg. für 130 Zeilen,
1.50 Pfg. für 140 Zeilen,
1.60 Pfg. für 150 Zeilen,
1.70 Pfg. für 160 Zeilen,
1.80 Pfg. für 170 Zeilen,
1.90 Pfg. für 180 Zeilen,
2.00 Pfg. für 190 Zeilen,
2.10 Pfg. für 200 Zeilen,
2.20 Pfg. für 210 Zeilen,
2.30 Pfg. für 220 Zeilen,
2.40 Pfg. für 230 Zeilen,
2.50 Pfg. für 240 Zeilen,
2.60 Pfg. für 250 Zeilen,
2.70 Pfg. für 260 Zeilen,
2.80 Pfg. für 270 Zeilen,
2.90 Pfg. für 280 Zeilen,
3.00 Pfg. für 290 Zeilen,
3.10 Pfg. für 300 Zeilen,
3.20 Pfg. für 310 Zeilen,
3.30 Pfg. für 320 Zeilen,
3.40 Pfg. für 330 Zeilen,
3.50 Pfg. für 340 Zeilen,
3.60 Pfg. für 350 Zeilen,
3.70 Pfg. für 360 Zeilen,
3.80 Pfg. für 370 Zeilen,
3.90 Pfg. für 380 Zeilen,
4.00 Pfg. für 390 Zeilen,
4.10 Pfg. für 400 Zeilen,
4.20 Pfg. für 410 Zeilen,
4.30 Pfg. für 420 Zeilen,
4.40 Pfg. für 430 Zeilen,
4.50 Pfg. für 440 Zeilen,
4.60 Pfg. für 450 Zeilen,
4.70 Pfg. für 460 Zeilen,
4.80 Pfg. für 470 Zeilen,
4.90 Pfg. für 480 Zeilen,
5.00 Pfg. für 490 Zeilen,
5.10 Pfg. für 500 Zeilen,
5.20 Pfg. für 510 Zeilen,
5.30 Pfg. für 520 Zeilen,
5.40 Pfg. für 530 Zeilen,
5.50 Pfg. für 540 Zeilen,
5.60 Pfg. für 550 Zeilen,
5.70 Pfg. für 560 Zeilen,
5.80 Pfg. für 570 Zeilen,
5.90 Pfg. für 580 Zeilen,
6.00 Pfg. für 590 Zeilen,
6.10 Pfg. für 600 Zeilen,
6.20 Pfg. für 610 Zeilen,
6.30 Pfg. für 620 Zeilen,
6.40 Pfg. für 630 Zeilen,
6.50 Pfg. für 640 Zeilen,
6.60 Pfg. für 650 Zeilen,
6.70 Pfg. für 660 Zeilen,
6.80 Pfg. für 670 Zeilen,
6.90 Pfg. für 680 Zeilen,
7.00 Pfg. für 690 Zeilen,
7.10 Pfg. für 700 Zeilen,
7.20 Pfg. für 710 Zeilen,
7.30 Pfg. für 720 Zeilen,
7.40 Pfg. für 730 Zeilen,
7.50 Pfg. für 740 Zeilen,
7.60 Pfg. für 750 Zeilen,
7.70 Pfg. für 760 Zeilen,
7.80 Pfg. für 770 Zeilen,
7.90 Pfg. für 780 Zeilen,
8.00 Pfg. für 790 Zeilen,
8.10 Pfg. für 800 Zeilen,
8.20 Pfg. für 810 Zeilen,
8.30 Pfg. für 820 Zeilen,
8.40 Pfg. für 830 Zeilen,
8.50 Pfg. für 840 Zeilen,
8.60 Pfg. für 850 Zeilen,
8.70 Pfg. für 860 Zeilen,
8.80 Pfg. für 870 Zeilen,
8.90 Pfg. für 880 Zeilen,
9.00 Pfg. für 890 Zeilen,
9.10 Pfg. für 900 Zeilen,
9.20 Pfg. für 910 Zeilen,
9.30 Pfg. für 920 Zeilen,
9.40 Pfg. für 930 Zeilen,
9.50 Pfg. für 940 Zeilen,
9.60 Pfg. für 950 Zeilen,
9.70 Pfg. für 960 Zeilen,
9.80 Pfg. für 970 Zeilen,
9.90 Pfg. für 980 Zeilen,
10.00 Pfg. für 990 Zeilen,
10.10 Pfg. für 1000 Zeilen.

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld,
Hamburg-Weißenfels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geisstr. 21. Bot 2 Cr Expedition: Geisstr. 21. Bot part. 1

Die Finanzlage der Stadt Halle.

Das unsere Finanzlage nicht günstig ist, wird, wenn auch wiederholt, nach und nach auch von denen zugestanden, die bisher immer noch den Himmel voller Geigen hingen. Man muß doch aber ersichene Selbstkritik des Magistrats auf die Jahre 239 selbst zurückführen, daß das jährliche Vermögen im vergangenen Jahre eine Verminderung von nicht weniger als 948 388 58 M. erlitten hat, mithin um rund 950 000 M. geringer geworden ist. Der Magistrat glaubt über diese erschreckende Thatsache mit der neuen Erklärung hinwegzukommen, die er in Gestalt einer Randbemerkung auf Seite 239 macht, im vorigen Jahre sei ein großer Teil der Anleihegelder zur Straßen- und Kanalbauten, zur Entschädigung des Saalkreises anlässlich der Eingemeindung usw. verwendet worden, für welche ein entsprechendes Attestat nicht hätte gebildet werden können. Das ist wirklich wahr. Damit wird der Vermögensverlust zwar erklärt, aber nicht gerechtfertigt. Oder rechtfertigt sich etwa ein Spieler damit, daß er sagt: „Ich kann nichts dafür, daß mein Geld verschwunden ist, ich habe es verpielt.“

Das ist ja eben einer der schlimmsten Vorwürfe, die wir gegen die Finanzpolitik des Magistrats seit langen Jahren erheben mußten, daß unsere Finanzen schon so gerettet sind, daß wir sogar zur Befreiung der laufenden Ausgaben, wie kleinere Kanal- und Straßenbauten, die Anleiheemittel heranziehen müssen. Wir haben zur Zeit in Halle rund 17 Millionen M. (10 865 200 M.) Anleihekapital zu verzinsen und ferner noch 6 1/2 Millionen M. (6 473 905 72 M.) Hypotheken- und sonstige Darlehensschulden auf dem Hals. Was ist für diese 23 1/2 Millionen Mark an produktiven Vermögenswerten gezeichnet worden? Neben dem Gaswerk, dem Wasserwerk und dem Elektrizitätswerk verliert sich nicht alle diese Dotation repräsentieren zusammen nur einen Wert von einigen Millionen. Die zwanzig übrigen Millionen sind verpulvert worden für Ausgaben, die bei einer geordneten Finanzverwaltung ganz oder doch zum größten Teile aus laufenden Einnahmen zu befreien gewesen wären.

Dem ein Satz nicht verzeihen werden! Wenn die Kosten für den Bau eines Kanals, einer Straßenpflasterung, einer Schule oder irgend einer anderen Anlage aus Anleiheemitteln befreit werden, so kostet der Bau reichlich doppelt so viel, als zunächst dafür gezahlt wird. Das ist aus folgendem Grunde der Fall: Eine Anleihe wird verzinst und in der Regel mit nur einem Prozent amortisiert, d. h. zurückgezahlt. Beträgt die Verzinsung 4 Prozent, so werden demnach jährlich 40 000 M. Zinsen für jede Million der Anleihe und 10 000 M. als 1 Prozentige Amortisation bezahlt, macht zusammen 50 000 M. Das zu tilgende Anleihekapital hat sich nach dem ersten Jahre nur um 10 000 M. vermindert. Da auch im zweiten und jedem folgenden Jahre die Zinsen und die Amortisation jeweils wieder 50 000 M. betragen, so muß die Anleihe jedes Jahr um 50 000 M. mehr als im vorausgehenden Jahre zu zahlen sein. Das ist ein jährlicher steigender Teil der 50 000 M. auf die Amortisierung, aber es dauert immerhin 39 bis 43 Jahre, je nachdem der

Zinssfuß höher oder niedriger ist, um bei einer 1 Prozentigen Amortisationsquote die Million Anleihe Schuld zurück zu zahlen. Bleiben wir bei dem angeführten Beispiele stehen, so müssen also für jede Million Schulden 39—43 mal 50 000 M. für Zinsen und Rückzahlung aufgegeben werden, macht 1 950 000 bis 2 150 000 M.

In eine kurze und wenig verständliche Formel gebracht, lautet die sich hieraus ergebende Thatsache folgendermaßen: Für jede einzelne Million ihrer Anleihe müssen die Steuerzahler einer Stadt reichlich zwei Millionen zurückzahlen.

Da nun Halle zur Zeit 17 Millionen Mark Anleihe schulden besitzt, die verzinst werden müssen, so hat die Bürgerschaft die erfreuliche Aussicht, reichlich 34 Millionen Mark aufbringen zu müssen, die diese 17 Millionen zurückbezahlt sind. Aus dieser unglücklichen Thatsache ergibt sich nun für eine geordnete Finanzpolitik eine sehr wichtige Folgerung und das ist diese: Aus Anleiheemitteln dürfen nur in ganz dringenden Fällen Ausgaben für nicht produktive Zwecke bestritten werden; denn jedes dieser Objekte würde in Wirklichkeit reichlich doppelt so viel kosten, als dafür verausgabt wird. Häßlicher wie eine Strafe, lauen wir einen Kanal oder eine Schule aus Anleiheemitteln, so müssen für die 200 000 M., die dafür gezahlt werden, in Wirklichkeit 420 000 M. im Laufe der folgenden 40 Jahre aufgebracht werden.

Handelt es sich um produktive Anlagen, also um solche, die Geld einbringen, um Gas, Wasser, oder Elektrizitätswerke, um Straßenbahnen, Markthallen, Viehhöfe, oder sonstige ähnliche zinsbringende Einrichtungen, so ist es zwar auch bei diesen Objekten viel vorzuziehen, ihre Baukosten aus vorhandenen Beständen zu bestritten, aber werden sie aus Anleiheemitteln errichtet, so fallen sie mangels — jenseit sie außer den Zinsen noch Wertverlust abwerfen — nicht direkt den Steuerzahlern zur Last. Für produktive Zwecke dürfen deshalb Anleiheemitteln Verwendung finden, nicht aber für unproduktive Zwecke. Wenn also der Magistrat mit der Rückzahlung eines in Anleiheemitteln unerschaffenen Schuldenpostens, die Verringerung des Stadtvermögens im vergangenen Jahre um 950 000 M. sei darauf zurückzuführen, daß verschiedene Kanal- und Straßenbauten aus Anleiheemitteln hätten ausgeführt werden müssen und daß die 400 000 M. für Ausgemeindung von Halle-Nord aus dem Saalkreise gleichfalls aus der Anleihe bestritten worden seien, so giebt er damit zu, daß er lieber die finanzielle Tragweite dieses Schrittes nicht unterrichtet ist. Haben wir aus Anleiheemitteln die 400 000 Mark für Ausgemeindung von Halle-Nord bezahlt, so kostet uns dieser Spatz nicht 400 000 sondern über 800 000 M. Und ein solcher Magistrat ist mit 15 000, 12 000 und 10 000 Mark Gehalt für seine erlauchtesten Mitglieder noch nicht zufrieden!

Gewöhnlich stellt dieser geniale Finanzverwaltung die Aufstellung der Vermögens- und Verbindlichkeits zur Seite. Der Magistrat rechnet nämlich ein Nettovermögen von 8 1/4 Millionen aus, genau sollen es 8 226 939 M. sein. Die Summe ergibt sich aus nachfol-

33 925 210.77 M. Aktiven
und 25 698 271.77 M. Passiven

mitteln „reines“ Vermögen 8 226 939.— M.
Nun ist eine dieser Zahlen zweifellos richtig, das ist die der Passiven, der Schulden. Ganz anders sieht es dagegen aus, wenn wir den angeblich 34 Millionen Mark betragenden Aktiven auf den Zahn fühlen. Da stellt sich nämlich heraus, daß sich darunter viele Millionen einfach fingierter, also eingebildeter Werte befinden; Werte, die sich entweder garnicht oder doch nicht entfernt in der vom Magistrat angenommenen Höhe „realisieren“, d. i. verwirklichen lassen. Eine genaue Durchsicht der „Aktiven“ ergibt, daß wir im genannten Jahre 18—19 Millionen Mark an verkaufsfähigen Gegenwerten gegenüber den leider nur zu „realen“ 2 57 Millionen Mark Schulden besitzen. Legt man einen noch strengeren Maßstab an, so steigt die Summe der wirklichen Aktiven nicht über 15 Millionen. Dann entsteht aber ein ganz anderes gearteter Vermögensabschluß. Dann ergibt sich nicht, wie der Magistrat ausrechnet, ein „reines“ Vermögen von 8 1/4 Millionen Mark, sondern es ergibt sich eine Unterbilanz, eine die Aktiven überragende Schuldensumme von 7—10 Millionen Mark.

Das des näheren durch die vom Magistrat selbst angegebenen Zahlen zu bezeugen, soll Aufgabe des folgenden Artikels sein. Für heute genügt, daß unter den „Vermögens-Objekten“ unserer Stadt wiederum unsere alten Bekannten figurieren, nämlich der rote Turm mit 308 000 M., die Blauen Lüne an der Markstraße mit 85 000 M., die Hausmannstrasse mit 58 900 M. und der Leiziger Turm mit 20 750 M. Zusammen sind diese Türme mit 468 450 M. ins „Vermögen“ eingestellt, das sind noch 41 240 M. mehr, als ihre Feuerzarge beträgt. Ist das auch einer der unartigen Finanzstücke uneres Magistrats, so ist es doch bei weitem nicht der bedenklichste. Es wird gezeigt werden können, daß der Magistrat mit dem Begriff „Vermögen“ in einer Weise fangball spielt, die selbst an die Bilanz-Aufstellung gewisser neuerdings, vielgenannter Aktien-Gesellschaften erinnert.

Zahlen fallen das beweisen! Es sollen beweisen, daß die Vermögensverhältnisse von Halle völlig zerrüttet sind und daß seit Jahren mit höchstlichen Anleiheemitteln eine Finanzwirtschaft getrieben worden ist, die die finanzielle Zukunft von Halle geradezu verkauft hat, die im Laufe der nächsten Jahre zu sehr beträchtlichen Steuererhöhungen führen wird und die einen privaten Geschäftsmann, der sich derartige Manipulationen gestatten wollte, in die Gefahr brächte, zur Verantwortung gezogen zu werden, sobald er in Zahlungsschwierigkeiten geriete.

Zum Kampf gegen den Zollwucher.

Ein Protest bauerlicher Zentrumswähler gegen den Reichstagsabgeordneten Müller-Gulda, der Zentrumsvorsteher des Wahlkreises Hülft-Witten, hat sich kürzlich in einer Rede

106) [Nachdruck verboten.] Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen überetzt von Leopold Rosenzweig.

Die drei Frauen waren unermüdliche Fremdbinnen geworden. Soerrette hatte die Peinung der Zentralfräse bei behalten, wo sie über die Kleinen wachte, über die Kinder, die nach in der Wiege lagen oder eben erst zu stehen anfingen. Und Zoline leitete die Schwedermögen und Strickmaschinen, wo sie aus allen Mädchen, die durch ihre Hände gingen, gute Hausfrauen und gute Mütter machte. Außerdem bildeten Suzanne, Soerrette und Zoline eine Art Kar der Drei, der alle die Frauen betreffenden ersten Angelegenheiten des Gemeinwehens betraut und bestimmte.

Lucas und Suzanne waren die baumbestanzte Straße entlang gefahren und betreten mit dem großen Wag, auf welchem sich das Gemeinwohl befand, das von grünen Hecken umgeben und herrlichen Blumenbeeten umgeben war. Das einfache Gebäude der ersten Zeit hatte nun einen wahren Balast Wag gemacht, dessen volkreiche Fassade, die den leuchtendsten Säulen und der schickbaren Eisenkonstruktion ersandend aufstanden hier dem Volk zur Verfügung und vereintete es zu häufigen Besichtigungen, die die Tage der Arbeit unterbrachen. Neben dem Familienleben, welches sich jeder in seinem Hause nach einem Geleiten gestaltete, war es gut und erprießlich, das Volk so oft als möglich in gemeinsamen Besprechungen zu sehen, in ein einziges Wort zu reden, damit die vollkommene Harmonie immer mehr zur Wahrheit werde. Während daher die Familienhäupter einfach waren, prägte das Gemeinwohl in reichem Lucas, entwickelte alle die Kraft und Schönheit, die dem künftigen Wohlstand des fortwährenden Volkes zu kommt. Es schien eine Stadt in der Stadt werden zu wollen, so dehnte es sich unmerklich, um den wachsenden Bedürfnissen zu genügen. Hinter dem Hauptgebäude entstanden immer neue Neubauten für Bibliotheken, für Laboratorien, für Vorträge und Kurse, welche jedermann zu Unternehmungen und Experimenten zur

Verfügung standen, welche Bildung und Wissen zu einem für alle offenen Gebiete machten und die selbstgeleiteten Wahrheiten überall verbreiteten. Außerdem gab es Heckenplätze und lustige Hallen für körperliche Übungen aller Art und ausgezeichneter eingerichtete Badehäuser mit Wasser- und Schwimmbädern, welche überflutet waren von dem frischen, kalten Wasser, das von den Kaminen des Monts Wiehe herabkam und reich seinen unerwünschten Reichtum die Saubereit, die Gesundheit und Freude der wachsenden Stadt bildete. Und gar die Schulen waren eine Welt für sich geworden, die nun neben dem Gemeinwohl in eigenen Gebäuden untergebracht waren, und wo Taugen und Kindern unterrichtet wurden. Um eine schädliche Ueberfüllung zu vermeiden, waren zahlreiche Anstalten errichtet worden, jede in einem abgegrenzten Pavillon, dessen Fenster auf einen Garten fielen. Das Ganze bildete eine Stadt der Kindheit und Jugend, von den Kleinsten in der Wiege angefangen bis zu den Jungfrauen und jungen Mädchen, die ihre Lehrjahre zu durchwandern, nachdem sie die fünf Klassen der Schule bestanden und dort eine vollständige Bildung und Erziehung genossen hatten.

„Ich sage immer beim Anfang an,“ sagte Lucas mit seinem leuchtenden Lächeln. „Aber ich beinahe ich immer meine kleinen Freunde, die noch an der Brust liegen.“
„Selbstverständlich,“ erwiderte Suzanne ebenfalls heiter. „Ich gehe mit ihnen.“
In diesem Pavillon, dem ersten zur Rechten, der mitten in einem blauen Garten stand, herrschte Soerrette über etwa hundert Wiegen und ebenso viele Kollifanten. Sie überwachte auch die benachbarten Pavillons, aber sie lebte nicht zu diesem Zweck, so sich drei Entleinchen und ein Gafel Lucas befanden, die sie vergütete. Lucas und Zoline, die wußten, wie sehr die gemeinsame Erziehung der Kinder der Stadt nützlich gewesen, hatten gemerkt, daß die Kinder ihrer Kinder von zarterer Jugend auf mit den andern aufwuchsen.
Zoline bestand sich eben auch da, an der Seite Soerretens. Beide waren nicht mehr jung, Zoline achtundzwanzig, Soerrette fünfundsiebzig Jahre alt. Aber Zoline war noch immer schlank und anmutig, hatte noch immer ihr prächtiges Haar, dessen Goldfarbe nur etwas verblasst war; während Soerrette, wie das bei Schwämmen, reißigen Mädchen oft der Fall ist, nicht zu altert schien und mit den Jahren eine eigene unvergängliche Anmut gewonnen hatte. Suzanne war mit ihren achtund-

zestig Jahren die älteste, auch sie war vom Alter verhäßt die nie eine andere Schönheit gesehen hatte als die ihrer sanften Güte und ihrer durch Nachsicht gemilderten Klugheit. Und alle drei umgaben Lucas mit ihren treuen Herzen, die eine als liebende Gattin, die beiden anderen als liebevollsthaftig ergebene Freundinnen.
Mit Lucas mit Suzanne eintrat, hielt Zoline einen Knaaben von kaum zwei Jahren auf dem Schoße, dessen redliches Lächeln Soerrette unterstuchte.
„Was hat mein kleiner Divier?“ fragte Lucas beunruhigt.
„Hat er sich verletzt?“

Es war sein jüngerer Enkel, Olivier Froment, Sohn seines ältesten Sohnes Gilaire und Colette's, der Tochter Manets und Zolines. Alle die Eltern, die erschaffen wurden, trugen nun ihre Freude, erfüllten die Krüppeln und Schulen mit einer unerschöpflich wachsenden Fröhlichkeit und brauner Wärme, mit der blühenden Echar der Jugend, die unaufhaltsam der Zukunft entgegenwuchs.
„D,“ sagte Soerrette, „nur ein kleiner Splitter, wahrscheinlich vom Brett seines Stühlchens. So — es ist schon wieder gut!“

Der kleine hatte einen leichten Schrei ausgehoben und ludete nun schon wieder. Ein Mädchen von vier Jahren kam herbeigelaufen, mit ausgebreiteten Armen, als ob sie ihn nehmen und trösten wollte.
„Willst Du ihn wohl in Ruhe lassen, Mariette!“ rief Zoline. „Dem kleinen Bruder ist nicht dazu da, daß Du eine Buppe aus ihm machst!“

Mariette protestierte und sagte, daß sie ihn liebte. Zoline küßte sie und sah Lucas an, und beide lächelten glücklich über dieses kleine Volk, das ihrer Liebe entpforten war. Suzanne führte eben zwei andre Mondföhnen herbei, Delene und Berthe, ein Zwillingsspar von vier Jahren, ebenfalls die Entleinchen Lucas' und Zolines. Es waren die Kinder ihrer zweiten Tochter Pauline, die sich mit Andre Zoliver verheiratet hatte, den Jean Groscheiter, der ebenfalls Götter, nach dem trauigen Tode des Vatersmanns und dem Verschwinden seiner Mutter Lucie zu sich genommen und erzogen hatte. Lucas und Zoline hatten von ihren Kindern drei bereits verheiratet: Gilaire, Therese und Pauline, während zwei, Charles und Jules, verlobt waren.
„Und diese Kleinen da vergessen Sie?“ rief Suzanne heiter.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1901

Donnerstag, 31. Oktober

Nr. 44

Streifzüge durch die Geschichte der sächsischen Arbeiterbewegung.

II.

Wie ich zum erstenmal in meinen Wahlkreis kam.

Von Ignaz Auer.

Ganz richtig ist die Artikelüberschrift nicht. Denn, von meinem allerersten Besuche im XVII. Wahlkreis, der im Frühsommer 1867 stattfand, als ich mit dem „Berliner“ auf dem Rücken und per pedes von Thalkirchen bei München bis nach Großenhain „walzte“, wo ich Arbeit fand, will ich hier nicht reden. Einen gewaltigen Eindruck hat freilich auf mich, den niederbayerischen Bauernjungen, jene Wanderfahrt durch das industriell schon damals hochentwickelte Sachsen gemacht. Von Hof über Blauen, Reichenbach, Zwickau, Glauchau, über Hohenstein und Lungwitz nach Chemnitz und von dort über Dederan, Freiberg, Tharandt und den Blauenischen Grund nach Dresden führte mich mein Weg, und was ich da sah, war eine neue Welt, waren Verhältnisse, von deren Existenz ich bis dahin keine Ahnung hatte.

Indes, ich will nicht davon schreiben, wie ich als Handwerksbursche, sondern davon, wie ich als sozialdemokratischer Agitator zum erstenmal in meinen jetzigen Wahlkreis kam.

Es war fünf Jahre später. Das Schicksal hatte mich nach der Hauptstadt des neugegründeten Deutschen Reiches verschlagen, wo die sozialdemokratische Bewegung damals, im Anschluß an den durch die Gründerperiode beeinflussten wirtschaftlichen Aufschwung, sich mächtig zu regen begann. Ich als Süddeutscher zählte mich natürlich zu den „Eisenachern“, deren Häuptlein unter Theodor Meyners Führung anfangs der siebziger Jahre so im bescheidenen blühte, daß es mir und ein paar Gesinnungs- und Berufsgenossen, die wir zusammen nach Berlin gekommen waren, zuerst gar nicht gelingen wollte, das Versammlungslokal unserer „Partei“ zu finden. In Werkstätten und Fabriken kannte man nur den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein, von der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (Eisenacher Programm) war nirgends die Rede. Nur ganz eingeweihte Lassalleaner sprachen gelegentlich von den „dreizehn Mühlendammern“, womit die Anhänger Liebknechts und Bebels in Berlin bezeichnet wurden.

Dieses Stillleben hatte, aber nun die längste Zeit gedauert. Von Friedr. Wilh. Frisiche, dem Führer der Tabakarbeiter eingeleitet, schlossen sich einige junge Studenten und Kaufleute — darunter Eduard Bernstein — den Eisenachern an, außerdem kam mit uns Sattlern, aus dem Tischler- und Buchdrucker-Gewerbe frischer Zuzug. So wuchs unsere Zahl rasch und beherrschte auch die Volksversammlungen des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins souverän, unsere Parteiversammlungen zählten doch auch Hunderte von Besuchern. Die zahlreichen Sprengversuche, die sich die Lassalleaner leisteten, bewiesen, wie unangenehm sie das Emporwachen unserer Organisation empfanden.

Von großer moralischer und agitatorischer Wirkung für unsere Partei war der Verlauf des Leipziger Hochverratsprozesses und die glänzende Verteidigung, wie sie dort von Liebknecht und Bebel geführt wurde. Als dann — wider alles Erwarten — die Verurteilung Bebels und Liebknechts zu je zwei Jahren Festung erfolgte und in der Empörung über diesen „Rechtspruch“ Johann Jacoby offen seinen Beitritt zur Eisenacher Partei erklärte, da fand sich in unseren Reihen auch mancher Jacobit bei uns ein, der bis dahin mit seinem Beitritt noch gezauert hatte. Die Reaktion war indes von ihrem Sieg vor den Leipziger Geschworenen noch nicht befriedigt, sie verlangte nach neuen Opfern. Genosse Bebel sollte in einer Rede den mittlerweile zum deutschen Kaiser avancierten König von Preußen beleidigt haben. Es

wurde Anklage gegen Bebel erhoben und das Leipziger Bezirksgericht fand ihn nicht nur für schuldig und verurteilte ihn zu neuen Monaten Gefängnis, es sprach auch den „Verlust der aus öffentlichen Wahlen hervorgegangenen Rechte“ über ihn aus.

Bebel war also seines Reichstagsmandats für verlustig erklärt, der deutschen Arbeiterschaft der einzige Vertreter, den sie im Reichstage hatte, genommen.

Von Rechts wegen!

Dieser Streich rief in allen aufgeklärten Arbeiterkreisen große Entrüstung hervor, aber auch in weiten bürgerlichen Kreisen fand man die Mandatsaberkennung für — nicht klug. Es war der erste Fall in Deutschland, daß ein Gericht gegen einen bekannten Politiker von der Bestimmung des § 95 des R.-Str.-G.-B. Gebrauch gemacht hatte und nur die verkommensten Nationalliberalen spendeten diesem Vorgehen Beifall.

Für unsere Genossen gab es auf diesen Streich natürlich nur eine Antwort: Wiederaufstellung Bebels, glänzende Neuwahl!

Schöfel, wie unsere sächsischen Gegner von jeher waren, verjuchten sie auch dieses Mal, die Wähler zu täuschen, indem sie in ihrer Presse das Gerücht aussprengten, Bebel sei mit dem Urteil für dauernd unwählbar erklärt.

Diese Mätzchen zogen aber nicht, im Gegenteil wurde dadurch der Agitationsseifer unserer Genossen nur verdoppelt.

Das Leipziger Urteil war in den ersten Julitagen 1872 gefällt, das dagegen eingelegte Rechtsmittel blieb natürlich ohne Erfolg.

Erst zum 20. Januar 1873 wurde der neue Wahltermin angesetzt. Ein letzter Rest von Schamgefühl unter dem anfänglicheren Teile unserer Gegner machte es den letzteren schwer, einen geeigneten Gegenkandidaten zu finden. Von bekannteren Politikern holte sich das ordnungsparteiliche Wahlkomitee nur Körbe, keiner wollte sich zum sicheren Durchfall pressen lassen, und so blieb schließlich nichts anderes übrig, als einen abhängigen Staatsbeamten, den Bezirksgerichtsdirektor Bezold in Glauchau, aufzustellen. Erst 14 Tage vor dem Wahltermin kam diese Wahlkandidatur zu stande.

Von unserer Seite war mittlerweile der Wahlkampf im vollen Gange. Der Parteiausfluß in Hamburg hatte einen Aufruf an die Gesamtpartei erlassen, unsere Genossen im XVII. Wahlkreise materiell zu unterstützen. Theodor York, der Parteisekretär, war in den Wahlkreis geeilt, um dort die Agitation zu leiten. An der Spitze des Wahlkomitees standen H. A. Bracht und Webermeister Franz, beide aus Glauchau. Ersterer im Laufe der Jahre verschollen, letzterer aber heute wohlbestallter Hausbesitzer und Stadtrat von Glauchau, als welcher er von der Sozialdemokratie nichts mehr wissen will, während er seine sozialen Instinkte befriedigt, indem er alle sozialen Quacksalbereien, von der Agrarzünftelei des Frhn. v. Fehrenbach bis zur Weltmächts- und Flottenschwärmerei des Pastor Naumann, mit seinen „Sympathien“ heimsucht.

In dieser allgemeinen Aufregung in der Partei wurde nun in unserer Berliner Mitgliedschaft der Beschluß angeregt und einstimmig angenommen, sich an der Wahlagitation durch Absendung eines Redners auf Kosten der Mitgliedschaft zu beteiligen.

Die Wahl fiel auf mich und mit den besten Wünschen für den Sieg unserer Sache machte ich mich auf den Weg nach Glauchau. Dieses Mal aber nicht per pedes, sondern per Bahn, und zwar, wie es sich damals für einen sozialdemokratischen Agitator von selbst verstand, so weit es ging per vierter Klasse. —

Im Wahlkreise traf ich den ganzen sächsischen Agitationsstab an. Th. York habe ich bereits genannt; von Leipzig waren Jul. Matteler und W. Fink zur Stelle. Dresden hatte August Otto-Walster geadelt. Rechtsanwalt Schraps

and W. Stolle waren von Krimmitschau herübergekommen, Nyfer aus Chemnitz, Engelhardt aus Zwickau u. a. Von überall waren die kampferprobten Genossen herbeigeeilt, um den Befehlstand der Partei zu verteidigen und — glänzend zu siegen. So war es möglich geworden, daß unsere Partei in den beiden letzten Tagen vor der Wahl siebzehn Versammlungen im Kreise abhielt. Für die damaligen Verhältnisse eine außergewöhnliche Leistung.

Was die Wahlagitatorien betraf, so arbeiteten damals die Vertreter der Behörden schon mit annähernd demselben Geschick für unsere Sache wie heute. Die Frauen wurden fast überall aus den Versammlungen verwiesen und damit ihr Agitationseifer natürlich erst recht angepornt. Ein Referendar Scheufler — hoffentlich ist der Eifer des Mannes durch Abancement belohnt worden — trug als „Ueberwachender“ durch sein Eingreifen in die Debatten sein redlich Teil zur Aufmunterung der Zuhörer bei. Auch an aufgelösten Versammlungen fehlte es nicht und wohlgenährte Genossen, gottesfürchtig und — fromm, wachten auch damals, daß die „aufgelösten“ Versammlungen nicht „geheim“ fortgesetzt wurden. So war für Abwechslung von seiten der Behörden reichlich gesorgt, nur die Saalabtreiberei und der famose „Mittelgang“ waren damals noch nicht erfunden. —

Am Wahltag selbst war großes Rendezvous im Theaterlokal in Glauchau. Von acht Uhr ab lief Siegesnachricht um Siegesnachricht ein. Um 9 Uhr abends stand bereits fest, daß Bebel mit etwa 10000 Stimmen gegen 4000 gewählt sei. Das offizielle Resultat ergab später 10470 für Bebel und 4240 für Behold.

Der Jubel im Theaterlokal war unbegrenzt und setzte sich auf dem von Hunderten von Menschen besetzten Marktplatz fort. Wie in Glauchau war es in Meerane und den anderen größeren Orten des Wahlkreises. Die Gegner hatten nur in vereinzelt ländlichen Wahlbezirken eine geringe Mehrheit erzielt. In allen nennenswerten Orten war Bebel überall mit erdrückender Mehrheit gewählt worden.

Nicht in dem Spruche der Leipziger Geschworenen und Schöffen, sondern in dem Wahlergebnis vom 20. Januar 1873 zeigte sich der Wahrspruch des Volkes. Er lautete vernichtend für die Reaktion.

Der Gegenkandidat Bebels im Wahlkampfe zog sich mit Anstand aus der ihm ausgenommenen Affaire, indem er, nach der Wahl, eine Erklärung veröffentlichte, in der er seinen Wählern den Dank für das bekundete Vertrauen und seinen Gegnern die Anerkennung für die sachliche, von allem Persönlichen freie Art des Wahlkampfes aussprach.

So was wäre heute freilich auch nicht mehr möglich in Sachsen.

Der Wahlkampf war vorüber und der Siegesjubel verklungen. Wir fuhren nach Leipzig zurück, wo mich Genosse Fink, als Leiter der dortigen Parteibuchhandlung, nötigte, mit ihm zum Photographen zu gehen, da auch Bilder von mir von den Genossen verlangt würden.

Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mich einem photographischen Apparate gegenüber befand. Das Wetter war regnerisch, der Himmel düster und grau. Das Produkt der photographischen Kunst entsprach der Witterung. Genosse Fink hat es trotzdem verkauft und — es sollen sich auch Käufer gefunden haben. Die Armen! —

Von Leipzig fuhr ich mit Wasser nach Dresden. Wir unterbrachen die Fahrt und besuchten die Hochverräter auf der Hubertusburg. Es war dies das erste Mal, daß ich unsere bewährten Vorkämpfer sah. Mit etwas Uebertreibung darf ich also sagen, daß es sich bei der ersten Begegnung zwischen Liebknecht, Bebel und mir um eine — „Zuchthaus-Bekanntschafft“ handelt.

„Landaufenthalt.“

Wenn einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen. —

Lieber Freund!

Gewiß bist Du neugierig, zu erfahren, warum ich der Reichshauptstadt die Achterseite zulehrte und somit etwas plöglich von der Bildfläche verschwand. Nach Aufgabe meiner Stellung bei Deinem Chef gelang es mir nicht sogleich wieder Beschäftigung zu finden. Neierbefonds besaß ich nicht, und so sah ich mich schon am zweiten Tage in die „angenehme“ Lage versetzt, Herrn Succie (Punckerkünstler) Konkurrenz zu bieten.

Versehe Dich in meine damalige Lage, wie ich, mit krampfhaft geschnürtem Leibriemen, den Kurfürstendamms hinunter pilgerte. Karosse auf Karosse jagt an einem vorüber, eine immer die andere an Pracht und Luxus überragend; gewaltige Paläste, prächtige Reit- und Fahrwege. Kannst Du Dich an diesen herrlichen Dingen begeistern, wenn Dir der Hunger die Eingeweide durchwühlt? Kaum einer dieser Tausende gutgekleideter und gefütterter Menschen weiß, was es heißt, auch die notwendigste Nahrung zu entbehren. Sie fressen und saufen und feiern Bacchanalien; wer aber muß sie füttern, ihre Schlösser bauen, ihre Kleidung, Equipagen, Kasse, Diener und Wairtessen liefern und unterhalten? Der schäumende Sekt, in dem sie schwelgen, ist er nicht indirekt aus Proletarierblut destilliert? Die üppigen Gerichte ihrer brechend vollen Tafel, sind sie nicht aus euer Mark gezogen, arbeitende Brüder? Und während sie oben prassen, ziehen unten ihre Ernährer vorüber, bleich, abgehärtet, hungernd, angesichts des Ueberflusses!

Wozu Dich aber in einen Gedantengang verwickeln, der Dir doch fremd ist. Genug, ich sah keinen Ausweg mehr aus meinem Dalles, und so begrützte ich denn einen anhaltischen Bauern, welcher mich für zwanzig Mark monatlich als Erntearbeiter kaufte, als meinen rettenden Engel. Mein Engel knüpfte an unjeren Kontrakt die Bedingung schleuniger Wirtreie, und so erklärte sich mein plögliches Verschwinden auf sehr natürliche Weise.

Im Wagen drängte sich allerlei Zeug
Als deutsches Volk gepriesen.
Das war der alte, deutsche Teig
Von Köpfen, Händen und Füßen.

Das war das alte, deutsche Gesicht,
Die Augen blau und glögend,
Von Hundetreu und Hundepflicht
Die ganze Haltung strokend.

Diese schönen Verse des neuen Wintermärchens, und noch einige andere, füzten mir ein, als ich mich in einem Koupee vierter Klasse der Strecke Berlin—Wittenberg wiederfand. Mit der Aussicht auf Beschäftigung kehrte auch meine gute Laune wieder, und so unterhielt ich mich denn mit der Beobachtung meiner Reizegenossen.

Da sah z. B. ein Herr, der in seinem Aeußeren den kleinen Rentner zu verraten schien, eingekleidet in drangvoll fürdsterlicher Enge zwischen zwei Marktweibern, die, im jugendlichen Alter von 40—50 Jahren stehend, sich einer mehr als reizenden Körperfülle erfreuten. Nun trug sich dieser Unglückswurm ebenfalls mit einer guten Portion sündigen Fleisches, und da die beiden Schönen das Bedürfnis fühlten, sich gegenseitig in punkto Marktbericht und Grünkrambörrjen-Notierungen zu informieren, so führte dies zu einer erregten Debatte, in deren Verlauf das kleine, kugelfunde Herrchen mehr als einmal in Gefahr geriet, von den beiden Krollen elend zermalmt zu werden.

In Luckenwalde verließen die Weiber den Zug, und somit war das Herrchen für diesmal dem Tode entronnen.

Aber noch hatte er seinen Leidensfisch nicht bis zur Reize geleeert. In Luckenwalde war ein junger Bergmann eingestiegen, dessen lebhaftes Wesen und herrliches „Plattdütsch“ mir viel Vergnügen machte.

„Boz Dunnerlag, nu hebb' ic' keen Stift nich. Wat is nu tau maken?“ murmelte er, nachdem er die Taschen seiner Unausprechlichen vergebens durchsucht hatte. „Hest Du vielleicht een uf Lager?“ wandte er sich an den Dicken.

Auch der getretene Wurm krümmt sich, und diese doppelte, wenn auch unbeabsichtigte Beleidigung, das brüderliche „Du“ und der schwarze Verdacht, auch er genieße Kautabak, brachten auch den Kleinen in Darnisch.

„Mein Herr, ich besüme mich wirklich nicht auf die Ehre Ihrer näheren Bekanntschafft“, brauste er auf.

„Nanu, ic' frage Di“, ja man bloß, ob De' keen Stift hest“, verteidigte sich der gemütliche Westfale.

„Und ich verbitte mir ein für alle Mal Ihr „Du“, verstanden?“ schrie der Dicke.

Aber so leicht war unserem Bergmann nicht zu imponieren. „Nu kief es“, meinte er, „Du kannst ja of tau mi „Du“ leggen; wir leggen ja tau: unsen Herrgott of „Du“; aberst der nimmt dat nich so übel, und hei is doch mindestens mehr als Du. Wenn Du son' finen Mann bist, dat Du Di nich willst ver „Du“ anreden laten, mußt in dritter Klasse fohren. Verflag mie doch, wenn ic' Die beleidigen laß.“

In dem Tone ging's ca. eine halbe Stunde lang fort. Schon längt war der Dicke in ohnmächtigem Grimm verstummt, aber mit stets gleicher Ruhe redete ihm der Bergmann ins Gewissen. Da kam Wittenberg und zugleich die Erlösung des Dicken von seinem Folterknecht, der hier ausstieg. Auch ich verließ den Zug, um mit dem nächstfolgenden nach Coswig weiter zu fahren. Während des folgenden Teiles der Reise war ich der einzige Injasse des Koupees und hatte infolgedessen hinreichend Gelegenheit ungestört über meine Zukunft nachzudenken. Allerhand herrliche Bilder stiegen vor meinem Geiste auf. Meine Phantastie zauberte mir ein herrliches Stillleben vor von Wurz,

Brot, Eiern, Schinken und anderen zu erwartenden kulinarischen Genüssen. Im Hintergrunde winkte eine mächtige Schüssel Kartoffeln. Immer verlockender wurden die Bilder, so daß mir schließlich das Wasser im Munde zusammenfloß und mein Magen sich wie ein Regenwurm krümmte und drehte. Ob aber diese gymnastischen Übungen meines Inwendigen ihren Grund in der Wonne, mit der ihn die bloße Abnung künftiger Freuden erfüllten, oder in seiner 48stündigen Ruhezeit hatten, lasse ich dahingestellt.

Genug, er krümmte und wälzte sich, und mit beagierlicher Ungeduld erwartete ich das Ziel meiner Reise, Cöselitz, welche Berle im fürstlich anhaltischen Reiche ich denn auch schließlich gesund und „munter“ erreichte.

Auf dem Bahnhofe erwartete mich schon des Bauern Söhnlein, sitzend auf einem Wagen, bespannt mit mutigen Rossen, deren jugendlich-übermüthige Bewegungen mich auf den Gedanken brachten, hier die berühmten Rosse des ägyptischen Pharaos im Original ad oculos geführt zu sehen, die den ebenso tugendhaften als pfiffigen Minister der Landwirtschaft und der Finanzen Joseph im Triumph durch die Straßen von Memphis zogen.

Noch eine Fahrt von 1½ Stunden und wir waren am Ziel. Nachdem die Pferde ausgespannt waren, verfügte ich mich ins Innere des Hauses. Der langersehnte Augenblick war da; jetzt, Bauernküche, zeige, was du leisten kannst. Sogar mein knurrender Magen schwieg einen Augenblick in freudiger Erwartung der Dinge, so da kommen sollten. Leider sollte er eine schmerzliche Enttäuschung erleben.

Ihr, die Ihr einget, laßt alle Hoffnung fahren.“

Diese über dem Eingangsthor der Dantelschen Hölle stehenden Worte hätten mit gleichem Recht, wenn auch in andern Sinne, über dem Eingang des Cöselitzer Speisezimmers stehen können. Gestatte, daß ich hier eine Pause mache. Meine Feder sträubt sich nämlich, folgenden niederzuschreiben, und bis ich sie gebändigt habe — so, jetzt geht's schon wieder.

Also, der feierliche Moment, meinem Inwendigen den Tribut der köstlichen Kochkunst darzubringen, war da. Die Thür öffnete sich und herein trat die Bauersfrau mit einer Schüssel mit Wellkartoffeln nebst einem so winzigen Stückchen Speck, daß eine Trichine kaum davon satt geworden wäre.

Armer Magen, die Enttäuschung war zu groß für Dich. Fast kam ich mir noch verlorenere als der verlorene Sohn vor, denn was ich hier herunterwürgte, würde ein einigermaßen gut erzogenes Schwein mit gebührender Verachtung von sich weisen. Doch: „Dat dicke End' kimmt noch“ sagt Frik Reuter.

Hat man sich in der Thielenschen Staatskarosse ein paar Stunden herumstoßen lassen, so schläft man ungewiegt, besonders wenn man so schön gebettet wird wie ich zum Beispiel.

Denke Dir einen 1,10 Meter breiten und 1,80 Meter langen, roh aus Brettern zusammengeschlagenen Kasten, der mit Stroh gefüllt ist. In diesem „Bette“ liegen — zwei ausgewachsene Personen, lang und steif wie die Stockfische natürlich, ohne sich irgerwie rühren zu können. Na, die Kreuz-, Seiten- und Kopfschmerzen am nächsten Morgen waren denn auch, der vorausgegangenen „Ruhe“ angemessen, großartig.

Eingedenk der Freuden der gestrigen Abendtafel graute mir heute vor einem weiteren Attentat auf meine gute Verdauung, und — wie ein Lamm, das man zur Schlachtkamp führt“, betrat ich das Esszimmer. Und meine Ahnungen betrogen mich nicht. Es wurde eine pechschwarze Ribbenbrühe serviert, die den stolzen Titel „Kaffee“ führte, was der Bäuerin wohl schön verfallen worden wäre, wenn sich der selige Entdecker dieses ostasiatischen Getränks hätte Patent geben lassen. Milch anzugießen war streng verboten, denn die war nur für die Schweine da, nicht etwa für Menschen. Also gurgelte man die Höllebrühe schwarz und bitter herunter und laute eine mit Schmalz geschmierte „Bemme“ dazu.

So gestärkt ging es an die Arbeit. Herr V. besitzt 50 Morgen Land, und wer etwas von Landwirtschaft versteht, wird wissen, was das für Arbeit bedeutet. Also, von 6—9 Uhr wurde tapfer geschuftet; dann gab's das zweite Frühstück; zwei mit Schmalz geschmierte „Bemmen“ ohne Beilage. Jetzt gab's auch Bier; aber wenn ich dies Getränk mit der vorher genossenen Ribbenbrühe verglich, dünkte mir letztere Ambrosia zu sein. Ich glaube, ein einziges Aßtel dieser Gambriunesthränen würde ausreichen, ganz Cöselitz zu vergiften. Mein Magen begann heftig gegen diese neue Verabwürgung zu protestieren, und so sah ich mich schließlich genöthigt, ihn auf einem etwas ungewöhnlichen Wege Decharge zu erteilen.

Mit inniger Wehmut gedachte ich nun meiner Träume und Hoffnungen im Eisenbahnwagen. Wie anders war hier doch die nuchternere Wirklichkeit. Armer, betrogener Inwendiger! Einen ganzen Monat müßt du nun Deine Natur verleugnen und insofern als Schweinemagen vegetieren.

Nachdem wir von 9½—12 Uhr gearbeitet, ging's zur Mittagstafel. Da gab's Buchweizengrüße, bläulich-weiß an Farbe, ein Kloß schwamm einiam darin, wobei, wie der schwarze Waltsich von Aßalon im Mittelländischen Meere, suchend, wer ihn verschlinge“. „Dem Mutigen gehört die Welt, also auch dieser Buchweizenmehlkloß“, so dachte ich, und da ich mir gerade

sehr mutig vorkam, packete ich mir den Kloß einfach weg, was mir einen giftigen Blick von seiten der Bäuerin eintrug. — Schmerzlich vernichte ich die Kartoffeln, die ich auch, nebenbei gesagt, während meines dreißigtägigen Aufenthalte daselbst nur einmal geschält, täglich aber wenigstens einmal in ihrer natürlichen Umhüllung im freundlichen Verein mit geräuchertem — nicht zu verwechseln mit gebratenem — Speck zu sehen bekam. Eine zivilisiertere Art, Nudeln zu servieren, scheint diesen Deutsch-Chinesen ein Schrecken zu sein.

Wenn ich nun noch anführe, daß das Besperbrat dem zweiten Frühstück, das Abendbrot der kulinarischen Leistung des vorhergehenden Abends entsprach, so habe ich hiermit die Speisekarte des Tages, der Woche, ja des ganzen Monats aufgezeichnet. Nur ein einziges Mal, ich gestehe es mit Wonne, gab's eine große Unterbrechung des ewigen Einerlei: Salzkartoffeln mit Bökelfleisch, Surra! Wir schrieben gerade den 15. August 1900 und mein Leidensgefährt, der Großknecht Richard H., flüsterte mir zu, daß dieses Fleisch in seinem jetzigen Zustande — nicht etwa lebendig als Schwein herumlaufend — schon das heilige Weihnachtsfest 1899 mitgefieirt hätte. Wie herrlich müßte das wohl schmecken!

Kollege H. ist sonst ein sehr guter Mensch, leider aber auch genüßsüchtig wie jeder Proletarier. So hieß er denn auch „Janz hierich“ in das lastige Fleisch ein. Kaum aber war die Tafel aufgehoben, da hatten wir auch schon den Salat. Richard wurde bald blaß, bald rot und schließlich übergab er sich freiwillig. Im darauffolgenden Fieber phantasierte er allerhand von Hundsfutter und Leichengift. Doch gelang es ihm natürlich nicht, seine sündhaften Reigungen in meinen Augen zu beschönigen. Doch machte ich es ihm klar, daß er unmöglich gesund werden könnte, wenn er keine Luftveränderung vornähme. Sein Magen sei von den guten Speisen versettet und müsse unbedingt Veränderung haben.

Schweigend erhob sich mein kranker Freund und schleppte sich zu seinem Koffer, dem er ein Blatt Papier entnahm. Es war sein Mietskontrakt, in welchem der pfiffige Bauer, wohl ahnend, daß bei solcher Pflege die Treue doch nur ein leerer Wahn sei, die Klausel eingetragen, daß der Jahreslohn in vier verschiedenen Raten fällig sei und zwar:

1. Quartal	1/4 =	30 Mt.
2. „	1/4 =	60 „
3. „	5/16 =	75 „
4. „	5/16 =	75 „ und eine
Prämie für treue Dienste		10 „
Zusammen 250 Mt.		

Jetzt ging mir ein großes Licht auf. Und da ich befürchten mußte, trotz aller Enthaltensamkeit, schließlich wie mein Kollege der Genüßsucht zu erliegen, entließ ich mich selbst für eine Luftveränderung, und so dampfte ich denn nach einem wehmütigen Abschiede von Buchweizengrüße und Bökelfleisch dem fernern Magdeburg zu. Karlofskij im „Proletarier“.

Vom amerikanischen Journalismus.

Wie der Yankee-Journalismus beim Tode Mc Kinleys „alle Rekords brach“, wie schon eine Stunde nach dem Attentat von Buffalo jed's Kind in New York und in Brooklyn durch die Presse das traurige Drama in allen seinen Einzelheiten erfuhr, das wird in einem Londoner Blatte von einem Augenzeugen, der sich am 6. September in den Redaktionsräumen des größten New-Yorker Abendblattes befand, in recht anschaulicher Weise geschildert. Es war genau 4 Uhr 29 Minuten nachmittags, und der stellvertretende Chefredakteur war gerade dabei, einen Brief zu schreiben, als die Telephonlocke erkante. „Hallo!“ — „Hallo! Präsident Mc Kinley hat in Buffalo zwei Revolverkugeln in die Brust erhalten und ist tödlich verwundet!“ Die Stimme des stellvertretenden Chefredakteurs zitterte ein wenig, und die Lippe unter dem blonden Schurrebart wurde blaß; aber mit bewundernswerter Kaltblütigkeit sagte er sich und fragte: „Wer ist dort?“ — „Die Press-Assoziation!“ — „Ist das alles, was Sie wissen?“ — „Abolirt alles!“ — „Schön, besten Dank!“ Der Journalist hängte das Hörrohr auf und legte seinen Mund an das Sprachrohr; seine Stimme war wieder klar und deutlich geworden. Er ordnete an: „In der Sekunde soll man ein Extrablatt vorbereiten.“ „Mc Kinley ermordet!“ Die größten und fettesten Buchstaben . . . Druckfarbe so rot wie möglich. Der Text: „Der Präsident hat in Buffalo zwei Revolverkugeln in die Brust erhalten. Er ist tödlich verwundet.“ Sieben Minuten später, genau 4 Uhr 36 Minuten, eilten 200 „Newsboys“ durch die Straßen mit einem Haufen Nummern unter dem Arm; Es war das rote Extrablatt mit der von einem Trauerwand umgebenen Dedeide . . . Inzwischen hatte der stellvertretende Chefredakteur zwei Lauburichen rufen lassen und ihnen Befehle gegeben; der eine sollte augenblicklich den Chefredakteur des Blattes holen, der andere ebenso unverzüglich den Verleger. Der Chefredakteur

war mir nebenan beim Barbier und ließ sich gerade rasieren. Natürlich kam er mit einer rasierten und unrasierten Wange an. Der Verleger war in seinem Klub; sechs Minuten später stieg er vor seinem Blatte aus einer Droschke. Der Chefredakteur ging direkt ans Telefon, ohne an seinen Stellvertreter auch nur eine Frage zu thun. Das elektrische Läutewerk ertönte sofort: „Hallo! Verbinden Sie mich mit irgend einem Blatte in Buffalo!“ Dann: „Hallo! Dort ist der Buffalo Herald?“ „Schön. Ich gebe Ihnen 100 Dollars für jede Minute unseres Gesprächs. Sagen Sie mir alles, was Sie wissen!“ Und zu gleicher Zeit diktierte er: „Mc Kinley wurde im Musiktempel getroffen. . . Der Mörder hielt ein Taschentuch in der linken Hand. . .“ u. s. w. Zwölf Minuten später, um 4 Uhr 48 Minuten, erschien ein neues Extrablatt. Es trug die Aufschrift: „Mc Kinley — Extra — Nr. 2, gab eine halbe Spalte Einzelheiten über das Attentat, das Bild des Präsidenten und einen Plan der Ausstellung von Buffalo. Inzwischen telephonierte der Verleger des Blattes: „Ist dort der Direktor der . . . Bahn? Ich bin der Verleger der . . . News. Können Sie mir einen Sonderzug nach Buffalo geben? . . . In welcher Zeit? . . . Wie viel? . . . Gemacht!“ Und zwei Minuten später kaufte ein Sonderzug nach Buffalo mit zwei Photographen, drei Zeichnern und fünf Redakteuren. Einer von den letzteren, der Berichterstatter, der besonders mit den Schilderungen betraut wird, war in Hemdsärmeln. Der Befehl zur Abfahrt war ihm ganz unerwartet gekommen; er mußte sich, ohne eine Sekunde zu verlieren, in eine Droschke werfen und hatte keine Zeit mehr gehabt, seinen Rock anzuziehen. Unterdessen hatte schon das Extrablatt Nr. 4 das Extrablatt Nr. 3 abgelöst, und genau eine Stunde, nachdem die schreckliche Nachricht telephonierte worden war, wurde bereits das Extrablatt Nr. 5 auf der Straße verkauft. Es enthielt zwei ganze Seiten Einzelheiten über den Mord: eine Spalte Telephoniertes, eine Spalte Biographie, zwei Spalten Portraits, Pläne und Zeichnungen, Interviews mit Senatoren, Gouverneuren, Mitgliedern des diplomatischen Korps, Politikern u. s. w. 15 Listen mit Protestkundgebungen, von denen jede von mehr als hundert Namen unterzeichnet war; zweihundert dreihundert Beileids-, Entrüstungs- und Sympathiebesuchen; die medizinischen Ansichten der zwei oder drei größten Chirurgen New-Yorks; eine Spalte mit „allgemeinen Einbrüchen“; die Wirkung der Attentats-Nachricht auf die Hauptwerte des New-Yorker Marktes; eine Biographie Roosevelt's u. s. w. Und das alles war in einem Zeitraum von 60 Minuten fertiggestellt worden! Der Augenzeuge, der dieser schwindelerregenden Fertigstellung eines großen Blattes beiwohnte, erzählt, daß es auch nicht eine Sekunde Ablenkung und Verwirrung gab, daß alles wie am Schnürchen ging, ohne daß auch nur ein Wort gesprochen wurde. Jeder war auf seinem Plage und jeder hatte seine innere Energie verzehn-, verhundertfach. Das waren nicht mehr menschliche Wesen, das waren Maschinen, die mit Dampf arbeiteten. Das war nicht mehr rapider Journalismus — das war Blitzjournalismus.

Aus Kunst und Wissenschaft.

Theatersünden. Im Kunstwart zieht der Schauspieler Ferdinand Gregori, früher in Berlin jetzt in Wien, gegen eine Anzahl von Sünden der Regisseure zu Felde, die beim Schauspiel sowohl wie bei der Oper die Illusion der Zuschauer störend beeinflussen. Gregori schreibt unter anderem: Dem Kostümzeichner hat man ja von jeher einige Aufmerksamkeit geschenkt; ich verlange dieselbe für den Friseur, der die Härte und Perücken anzufertigen und herzurichten hat. Die verfilzte Stücke von Varenjellen sehen aber heute die Haar-surrogate der untergeordneten Darsteller in der Regel aus, und als ob sie aus dem Glaskasten eines Coiffeurs kämen, die der „ersten Kräfte“. Fast jede Vorstellung zeigt uns beiderlei. Hier ein Charakterkopf aus Empfindung und Beobachtung komponiert, dort aber die süßliche Schablone des „schönen“ Mannes mit den blorden Propensieherbüchsen und dem süßfädelähnlichen Barte des Karakters aus dem Schulgeographiebuche. Traditionell und mit bleibendem Erfolg wird bei allen männlichen Charakterfiguren im Alter von 18 bis 50 Jahren seit langer Zeit angewendet die Barney- und die Nikischloffe, erstere ein wenig seitlich übers Auge fallend, letztere über die Stirnmitte geführt bis zur Nasenwurzel. Ueber 50 Jahre hinaus giebt's dann die graue lockige Titusperücke für Fürsten und Geringere, die von guter Gemüthsart sind; für Rektoren, Theologen und Schufte hat man strähniges langes Haar auf Lager; für alle, die Witze zu machen haben, die Glaze. Eine seltene Einmütigkeit der sonst recht eigensüchtigen Schauspieler prägt sich auch in der Zeichnung der Augenbrauen aus: immer die gleiche dünne schwarze Linie, für jedes Alter und jede Haarfarbe einheitlich-wirkungsvoll festgelegt. Soll ich noch von der besonderen Raffiniertheit im Charakterisieren reden, welche die Nasenlöcher rot schminkt und falsche Grübchen aufsetzt?

In diesen munteren Uebertreibungen steckt gewiß eine heilige Herzenswerte Wahrheit. Ebenso in dem Appell, den Gregori an die Regisseure richtet, auf eine sinngemäße Handhabung der Requisiten Bedacht zu nehmen. Wer gewinnt es über sich, auf der Bühne einen Brief so zu lesen oder zu schreiben wie zu Hause? Wer sieht sich die Geldstücke an, die er beim Bezahlen aus dem Beutel oder der rechten Westentasche holt? Wie beliebt ist es noch, mit der Faust die scharf geschliffene Schwertklinge anstatt des Knauhs zu umfassen oder wohl gar durch die Hand zu ziehen, als wolle man die Elastizität prüfen! Wie töricht verhält man mit gefüllt sein sollenden Trinkhörnern und Bechern; sie werden, bevor man sie an den Mund setzt, in die Luft geschleudert, daß der Wein an den Decke spritzen müßte.“

Lecke Du, Lecke Du! Die Münchener Jugend wartet mit einer Probe katholischer Pastoralberediamkeit auf, die an unfernwilliger Komik das Menschennögliche leistet. Das interessante Dokument findet sich auf Seite 25 des Taschenbuchs für vaterländische Geschichte, herausgegeben von Joseph Freiherrn v. Hornmayer, Berlin 1845, bei G. Reimer, ist also durchaus authentisch. Es lautet:

Rede des Direktors Spiritualis des schwäbischen Nonnenklosters Gemünd, Vater Zinder, bei der Einfleidung einer jungen, adelichen Nonne. — August 1781.

„Nun, geistliche Braut, ziehen Sie demnach wohl zu Gemüthe, was für ein tugendhaftes Beispiel Sie an Ihrer würdigen Frau Oberin zu ersehen haben. Wolan, befehligen Sie Sich, ihr in allem nachzuaamen: jeht Sie ein junger Affe, welcher seiner Mutter alles nachzuahmen trachtet. Du junger Affe, meine geistliche Braut, affe also nach dem alten Affen, deiner würdigen Frau Oberin, was du nur immer tugendhaftes an ihr betrachtest! Affe nach, du junger Affe, in den Kasteiungen und Bus-Werken; affe nach ihre Keuschheit und Demut, ihre Geduld. Affe nach, du junger Affe, ihre Auserbaulichkeiten; damit du einstens auch den alten Affen in der Stell einer würdigen Frau Oberin nachaffen können.“

„Nun, geistliche Braut! habe ich genug von Ihrer Obfliegenheit geredet. Ich komme demnach auch auf Sie, würdige Frau Oberin; ich übergebe Ihnen dormalen gegenwärtige geistliche Braut, und ermane Sie, solche in Ihrer Obacht zu nemen. Damit aber auch Ihrer Seits nichts gebrechen möge: so jeht Sie gleich einem alten Bären, welcher nichts anders auf die Welt bringt, als ein wildes und ungetaltet Stück Fleisch, und solches so lange leckt, bis es die Gestalt eines jungen Bären bekommt. Also lecke du, alter Bär, würdige Frau Oberin! gegenwärtiges geistliches Stück Fleisch; und zwar solange lecke an demselben, bis es vollkommen, an Demut und Auserbaulichkeiten, dir und allen seel. Vorjaverinnen, ähnlich werde. Lecke du auch dein ganzes Convent, sammt allen Kloster- und Kost-Fräulein. Lecke du alter Bär! würdige Frau Oberin! die sämtliche Familie der geistl. Braut, und alle hier verjammelte Zuhörer. Zuletzt aber lecke auch mich, damit mir alle wol geleckt und geremigt, den glänzenden Gipfel der Vollkommenheit erreichen mögen!“
Na — guten Appetit!

Lesefrüchte.

Der Räuber rupft vorzüglich die Reichen. Die Regierungen aber rupfen vorzugsweise die Armen. Die Reichen aber, die ihnen in ihrem Thun helfen, nehmen sie in Schutz. Der Räuber riskiert sein Leben, die Regierungen aber riskieren gar nichts, sondern bauen ihre Thaten auf falschen Vorspiegelungen auf. Der Räuber nimmt niemand gewaltiam in seine Bande auf, die Regierungen heben ihre Soldaten mit Gewalt aus. Der Räuber verdirbt moralisch mit Absicht keinen Menschen, die Regierungen aber verderben moralisch, um ihre Zwecke zu erreichen, mit falschen religiösen und patriotischen Lehren ganze Generationen, Kinder und Erwachsene. Die Hauptsache aber ist — nicht einer, auch der grausamste Räuber nicht — kann nach Grausamkeit, Unbarmherzigkeit und Ausgesuchtheit seiner Folterwerkzeuge verglichen werden nicht nur mit den durch Grausamkeit berühmten Herrscherbüchsen, mit Ivan dem Schrecklichen, Ludwig XI., Elisabeth und anderen, sondern nicht einmal mit den jetzigen konstitutionellen und liberalen Regierungen mit ihren Einzelzellen, Disziplinär-Bataillonen, Besänftigung von Revolten und Massenmorden in den Kriegen.

Leo Tolstoi: Die Sklaverei unserer Zeit.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Däumig in Halle. — Druck der Halleischen Genossenschaftsdruckerel.